«I ha Heiweh nach de Bärge»

In Kaiseraugst kommt das Jukebox-Musical «Heiweh-Fernweh» bis Sonntag auf die Openair-Bühne.

Hansruedi Kugler

Die Zukunft der bankrotten Strandbar Lido sieht düster aus - aber Rettung naht bald. Bild: Anita Baumann

Wenn drei Freiwillige vor der Vorstellung eifrig das Regenwasser vom Bühnenrand schaben, dann hat man das Sinnbild dieser Riesen-Produktion vor Augen. Und man will grad den Kalauer platzieren: Ohne ehrenamtliche Helferinnen und Helfer ginge alle Kunst baden. Stimmt ja auch: 450 von ihnen waren und sind für das Openair-Musical «Heiweh-Fernweh» in Kaiseraugst im Einsatz - beim Aufbau, hinter und auf der Bühne.

Drei Vereine sind seit drei Jahren an der Arbeit. Und das in einem Dorf von knapp 6000 Einwohnern. Hier feiert man die Dorfgemeinschaft auf bewundernswerte Weise. 84 von ihnen stehen und sitzen, singen, musizieren, tanzen und spielen auf der Riesenbühne. Dickes Lob für die Person am Mischpult: Gospelchor, Orchester und Darsteller harmonieren hervorragend. Musik, Gesang und Sprechpartien sind perfekt aufeinander abgestimmt.

Das lesbische Wirtepaar zofft sich vergnüglich

Das Bühnenbild inklusive Drehbühne haben die Vereine von der ursprünglichen Produktion des Musicals von Max Sieber, das 2019 in Luzern Premiere hatte, abgekauft und eigenständig ergänzt. Es ist noch detaillierter und liebevoller geworden. Vor allem aber ist das Wirtepaar in Kaiseraugst viel gewitzter besetzt als im Original aus dem Jahr 2019. Hier nämlich sind nicht Mann und Frau, sondern Frau und Frau verheiratet.

Das trinkfeste Raubein Fränzi (Käthi Hossli) und ihre Gattin, die fleissig Vernünftige Julia (Martina Schneider) zoffen sich beherzt: «Du trinkst mehr als unsere Gäste zusammen!» Solche Spötteleien sind zwar textlich eher von der flachen Sorte - passen jedoch zum erwartbaren Umgangston in einer etwas ruppigen Beiz. Wo dann der Gölä-Hit mit der Liedzeile «eigentlich hang ich wie blöd a Dir!» doch die rührselig-innige Verbundenheit beschwört.

Im Sommermärchen wird munter über Kreuz verliebt

Die Story ist rasch erzählt: Die Strandbar Lido steht wegen Überschuldung vor dem Aus. Eine Agentur vermittelt eine Hilfe, die mit dem Konzept Spa wieder Schwung in die Hütte bringen soll. Weil das eine Truppe von Hippies ist, die mit einem Bus anreist, tuckert ein VW-Bus sogleich begleitet vom «Hippiebus, Hippiebus»-Schlager auf die Wiese. Beschwingt startet dann auch ein Liebesreigen und die Hippies und die Bargemeinschaft verlieben sich über Kreuz. Der wunderbar karikaturhafte, zackige Polizist, der Cannabis gerochen hat, tanzt am Ende auch mit.

Man lässt sich von diesem Sommermärchen, diesem Aufeinandertreffen, Verbrüdern und Verlieben zweier sozialer Gruppen gerne unterhalten, auch wenn die Geschichte etwas spannungsarm verläuft. Die Liebeskonflikte verursachen in diesem Stück nur leichte Wellen, die sich auch rasch wieder glätten.

Das Jukebox-Musical führt von Hit zu Hit

Aber soll man die fehlende Fallhöhe kritisieren? Die Dramaturgie ist hier ohnehin nur der lose Faden von Lied zu Lied. Das Rezept dieses Jukebox-Musicals: Die Story verläuft jeweils fadengerade, mit nur wenig Zwischentext zu einem der vielen Schweizer Pop- und Schlagerhits - oft elegant, manchmal etwas gar konstruiert. Elegant etwa dann, wenn die Hippies chillen: Dann wird der Müslüm-Hit «La bambele» gesungen, oder wenn Tom (Cedric Buchwalder) und sein alter Pfadi-Kumpel Bonzo (Patrick Moritz) von Fernweh singen, dann passt der Gölä-Hit «Indianer» perfekt.

Wenn allerdings der heiratswillige Turbo-Romantiker Michel (Florentino Zucale) jetzt, im Jahr 2025, bekennen muss, er habe kein Funktelefon, um zu «079» von Lo&Leduc überzuleiten, wirkt das doch arg konstruiert, ja unfreiwillig komisch. Aber so will es das Drehbuch: Seine jetzige Verlobte Gina (Katja Widrig) hat bei der Telefonauskunft gearbeitet.

Solche dramaturgischen Holprigkeiten vergisst man bald, denn die Erkenntnis des Abends ist so einleuchtend wie herzerwärmend: Die Schweizer Popmusik ist voller Heimweh- und Fernwehsongs, die man am liebsten gleich mitsingen würde: «I ha Heiweh nach de Bärge» von Plüsch ist da nur einer von vielen. Und weil man hier ein Musical aufführt, gehören die Choreografien mit dem ganzen Ensemble zu den Highlights. Die vergnüglichste wird zu «Ha ke Ahnig» von Steff la Cheffe geboten. Da ist am deutlichsten der grosse Spass dieser Musical-Produktion an der Ironie zu erleben.

«Heiweh-Fernweh», Kaiseraugst, bis 7. September

Eklat in Boswil

Künstlerhaus Es ist leider keine Überraschung. Das Künstlerhaus Boswil teilt mit, dass der Stiftungsrat und Geschäftsführer Claudio Rossetti sich auf eine Beendigung der Zusammenarbeit verständigt haben. Bis zur Übergabe übernimmt Frau Nina Fleischle, Leiterin Finanzen und stellvertretende Geschäftsführerin, interimistisch die Leitung der Geschäftsbereiche.

Es rumorte schon lange im Künstlerhaus. Im Mai 2021 fragten wir an dieser Stelle: «Was läuft falsch am Künstlerhaus Boswil, diesem kleinen Paradies?» Damals hatte sich Geschäftsführer Samuel Steinemann nach nur eineinhalb Jahren zurückgezogen.

Damals war nicht klar, welche Kompetenzen die Bereichsleiter haben, welche der Geschäftsführer. Alsbald kam Claudio Rossetti – und hatte rasch Gegner. Denn Rossetti war quasi angestellt, um den Bereichsleitern freiere Hand zu lassen, er sollte für den Betrieb und fürs Geld schauen. Das ging aber auch nicht gut. Bereichsleiter Andreas Fleck verliess Boswil - ohne ihn war das beliebte Festival «Boswiler Sommer» vorerst dahin.

Ein Lichtblick kam, als der «Boswiler Sommer» im Juli 2025 mit Stargeigerin Julia Fischer und Cellist Benjamin Nyffenegger zu neuem Leben erwachte. Aber da war wohl bereits zu viel Sand im Getriebe. Im Rückblick muss sich der Stiftungsrat wohl fragen, warum er Rossetti, der der Musik so fern war, diesen Posten gegeben hatte. Nina Fleischle wird den Betrieb nun auf administrativer Ebene führen.

Das Programm in Boswil für das Jahr 2026 steht weitgehend fest. Die grosse Frage im Raum: Soll nun ein Künstlerintendant kommen? Die Vergangenheit zeigt, dass diese Option mehr als eine Prüfung verdient.

Christian Berzins

Klagen mit Barber, Kämpfen mit Tschaikowsky

Sebastian Bohren eröffnete mit dem selten gespielten Violinkonzert von Samuel Barber das Brugg Festival.

Reinmar Wagner

Ein fünfzigminütiges Gemälde der menschlichen Existenz: Sebastian Bohren spielt Barber. Bild: Dana Moica

Er hoffe, dass es nicht zu laut werde, sagte der künstlerische Leiter des Brugg Festivals, Sebastian Bohren, vor der Pause noch. Er muss gewusst haben, dass das ein ziemlich frommer Wunsch ist. Wenn in einer Kirche von der Grösse der Stadtkirche Brugg ein ausgewachsenes Sinfonieorchester eine Tschaikowsky-Sinfonie spielt, dann wird es laut.

Und zwar richtig. Dagegen ist eigentlich auch nichts einzuwenden, denn seine Fünfte, die Tschaikowsky noch vor seinem 50. Geburtstag schrieb, ist ein monumentales 50-minütiges Gemälde, eine Reise durch die Kämpfe und Mühen menschlicher Existenz. Und so klang es auch, als das Orchestra Sinfonica di Milano unter der Leitung seines neuen, 30 Jahre jungen Chefdirigenten Emmanuel Tjeknavorian in dieses Werk eintauchte. Wobei sich der Kirchenraum als erstaunlich resistent erwies gegen die geballten Massen des italienischen Tuttiklangs. Laut war es durchaus, aber da klirrte nichts und der für einen Kirchenraum vergleichsweise kurze Nachhall sorgte kaum für Irritationen. Das lag auch an der resoluten Gangart, die Tjeknavorian vom Orchester verlangte. Der österreichische Dirigent ist ganz offensichtlich kein Freund ausgebreiteter Verzögerungen.

Zupackende Ryhtmik, brillante Oboe

Wenn er sie zulässt, dann nur, um sogleich mit ziemlich zackiger Gestik die Musiker wieder auf einen rhythmisch zupackenden Kurs zu bringen. Der energetische Tschaikowsky passte zum kompakten Streicherklang des Mailänder Orchesters, das darüber hinaus über hervorragende Bläsersolisten verfügt. Horn und Klarinette taten sich besonders hervor, und so erhielt Tschaikowskys «Schicksalssinfonie» an diesem Abend anstelle der oft ausgiebig zelebrierten düster dräuenden Weltuntergangs-Emotionen eine eher kämpferische Attitüde.

Die Oboe hatte allerdings zuvor schon brilliert: Denn im langsamen Satz des Violinkonzerts von Samuel Barber, das sich Sebastian Bohren als sein Eröffnungsstück ausgesucht hatte, erhält das Blasinstrument fast ebenso viel Raum für weitgespannte Melodiebögen wie die Sologeige. Barbers Konzert wird eher selten gespielt, aber es hat hohe Qualität nicht nur im zentralen Mittelsatz, sondern auch im dramatischeren ersten Satz. Und das Finale, ein unbeirrbar abschnurrendes Perpetuum mobile, holt das Publikum mit Leichtigkeit von den Sitzen, gerade wenn es so aufsässig gespielt wird wie vom Aargauer Geiger.

Ein musikalisches Buffet für die Jugend

Ganz am Anfang allerdings stand ein anderes Stück: «Abends», eine kurze, aber bezaubernde sinfonische Lautmalerei des Schweizer Komponisten Joachim Raff, dessen Raffinesse in der Beherrschung des romantischen Orchesterklangs man in den letzten Jahren wieder schätzen gelernt hat.

Noch eine Woche dauert das Klassik-Festival in Brugg, das nun zum dritten Mal stattfindet und sich damit schon etwas etabliert hat in der Aargauer Klassik-Landschaft. Sebastian Bohren selbst spielt immer wieder mit und auch der Dirigent Emmanuel Tjeknavorian ist als Geiger wieder zu hören. Am nächsten Wochenende spielt das Zürcher Kammerorchester und dazwischen sind etwa die Sopranistin Chelsea Marylin Zurflüh oder das Keybart Saxophon Quartett zu Gast.

Er wolle seinem Publikum ein «schmackhaftes Menü» anbieten, schreibt der Intendant im Festivalheft. Besonders üppig ist das Buffet für die Jüngeren ausgefallen: In Zusammenarbeit mit den Brugger Schulen erhalten 1500 Jugendliche die Gelegenheit, Konzert-Atmosphäre zu schnuppern. Aber zusammen mit Erwachsenen erhalten sie auch freien Zutritt zu den regulären Festival-Konzerten. Und am Donnerstag gibt es das beliebteste aller Kinderkonzerte, den berühmten «Carnaval des Animaux» von Camille Saint-Saëns.